

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 26.

Bießen, 4. Sonntag nach Trinitatis, 5. Juli 1914.

3. Jahrgang.

Wie finden wir Lebensfreude?

1. Brief des Petrus 3, 10–15. Wer leben will und gute Tage sehen, der schweige seine Zunge, daß sie nichts böses rede und seine Lippen, daß sie nicht trügen. Er wende sich vom Bösen und tue Gutes; er suche Frieden und jage ihm nach. Heiligt aber Gott den Herrn in eurem Herzen.

„Wer Freude am Leben haben und gute Tage sehen will“ — mit dem redet Petrus im vorliegenden Abschnitt. Wer wollte das wohl nicht? Und erst recht in heutiger Zeit! Man kann sich kaum einen moderneren Wunsch denken, als Lebensfreude und gute Tage! Wer hierfür das schmackhafteste Rezept verschreiben kann, der ist in Wahrheit unser Mann! Nun wohlan, was bietet uns Petrus? Eine Weisung, die er an seinem eigenen Ich erprobt hat. Sie lautet mit einem Wort: Sei ein rechter Christ! Und wenn man unseren Abschnitt auf seinen genauesten Inhalt prüft, dann kann man sagen: er bildet eine gedrängte Zusammenfassung der Bergpredigt Jesu. Eine Stelle (Vers 14) ist ihr ja sogar direkt entnommen. Das sind alles unserm „christlichen“ Ohr vertrauteste Forderungen: Vergeltet Böses mit Gutem, seid selber gut, ohne Menschenfurcht; statt dessen steht in der Heilighaltung des Herrn. Dazu gehört, sich freimütig zu ihm bekennen und nach seinem Beispiel handeln und wandeln. Dann habt ihr ein gutes Gewissen. Und ohne dieses keine Lebensfreude und keine guten Tage! Also nochmals: Seid rechte Christen! Charakteristisch an dieser Petrus-Mahnung könnte noch das sein, daß sie betont an solche Leute gerichtet ist, die sich in eine ihnen feindliche, unchristliche Umgebung versetzt wissen. Was sollen wir nun dazu sagen? Ist's nicht so: Das Rezept des Apostels klingt uns gar zu alltäglich! Das haben wir ja schon auf der Schulbank von klein auf gehört, das hören wir seitdem bei jedem Besuch in der Kirche, das steht in jedem christlichen Buch und in jedem christlichen Sonntagsblatte. Das ist so bekannt, daß man — nichts Rechtes mehr damit anzufangen weiß! — Aber da fällt uns ein Artikel ein, den wir jüngst in einem Blatt lasen. Er handelte von der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung, insbesondere von den vielen dort ausgestellten Porträts. Und dem Beschauer war als hervorstechendstes Charakteristikum aufgefallen, daß auch nicht auf einem einzigen Gesicht sich Freude am Leben ausdrückt, obwohl alle, die da gemalt wurden, was man so nennt, recht „gute Tage“

gesehen haben und sehen! Der Artikelschreiber hat an nichts weniger als einen „christlichen Standpunkt“ gedacht. Um so, fast möchte man sagen erschütternder ist seine Feststellung. Aber nun die andere Frage: Wo sind denn heute auch noch Christen im Sinne der Bergpredigt? Das heißt von innen heraus ganz neu gewordene Menschen! Fast fürchten wir, daß die heutige Zeit erst wieder in Wahrheit gute Tage sehen und Freude am Leben haben wird, wenn ihr das Rezept des Petrus nichts Alltägliches und längst Bekanntes mehr, sondern wieder befreiender Gehalts gewonnen ist.

Griechische Reisen und Sommerfrischen.

Von Geh. Oberkonsistorialrat D. W. Petersen in Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Nach Nauplia kehrten wir nicht mehr zurück, sondern fuhren mit der Bahn nach Myli d. h. den Mühlen. Der westliche Teil der argolischen Ebene ist ganz mit Wein bepflanzt und wird in seiner südlichen Erstreckung mehr und mehr durch die dem Meere immer näher tretenden Berge geschmälert. Man sieht aus der Bahn über die üppige, grüne Umgebung weg auf das blaue Meer und das malerische Nauplia. Myli heißt übrigens offiziell Lerna, ist also der Standort der lernidischen Schlange, was immer auf Sieber deutet. Der Sonnenheros Herakles überwand sie mit Hilfe seines Dieners Jolaos. Ihre Köpfe waren die Quellen (noch heute heißen sie in Griechenland kephalaria), die an einer Stelle verstopft, an anderen Orten immer wieder hervordringen. Nur durch Abbrennen des Waldes, der den Sumpf bedeckte, konnte die Urbarmachung begonnen werden. Noch heute ist die ganze Gegend zum Unterschied von dem übrigen dürstigen Argos sehr wasserreich durch Rinnale aus den Bergen und Quellen von einer Mächtigkeit, daß man an deren Speisung aus dem arkadischen Hochland gedacht hat.

Von Myli aus dringt die Bahn ins Innere des Peloponnes. Wir stiegen daher in einen anderen Zug. Einige Tage vorher hatte man erst den Betrieb dieser damals neuesten Bahn begonnen. Es folgten nun genußreiche Stunden. Die Bahn grub sich immer tiefer ins Gebirg hinein in beständiger Steigung. Das Gelände, wenn auch nicht bewaldet, war grün

und in den Gründen erfreute der Anblick frischen Wassers. Je tiefer wir zwischen den rechts und links zu 1400 und 1000 Meter hohen Bergen eindringen, desto enger und malerischer wurde das Tal. Das kann sich getrost den schönsten Bahnen, etwa dem Semmering und der Schwarzwaldbahn, an die Seite stellen. Der Mangel an Wald wird in Griechenland durch das herrliche Licht ausgeglichen. Man freute sich über die herrlichen Schluchten, die frischen Wasser, die von beiden Seiten dem Bahntal zuströmten. Auf der Höhe erreichten wir die Talkessel von Achladokampos, rings eingeschlossen von hohen Bergen, dem Ktenia und dem Parthemai. Hier beginnt der Glanzpunkt der Bahn. In einem Bogen von 10 Kilometern legt sie eine Entfernung von 2 Kilometern in Luftlinie zurück. Auf einer Strecke von 1 Kilometer überschreitet sie 3 Viadukte, von denen einer 250 m lang und 70 m hoch ist. An der Breitseite des massigen Parthenion (1200 m) sehen wir die schmale Linie, auf welcher die Auffahrt vor sich gehen sollte. Ein Belgier stieg ein, ein Mann, der am Eisenbahnbau beteiligt war. Er gab uns mancherlei Aufschluß. Oben am Berge thronte Achladokampos d. h. Bienenfeld unter grünen Frucht-bäumen, dessen most honorable, wie Shakespeare die Mörder des Cäsar bezeichnet, dessen höchst ehrenwerte Bewohner der Bahn über 1000 Schwellen und andere nützliche Dinge gestohlen hatten, weshalb ihr Ort von den Belgiern Klephtokampos und von den Italienern Ladrocampo, d. h. Spitzbubensfeld, umbenannt worden sei. Wir fuhrten hinter diesem rühmlichen Ort langsam an der rechten Seite des Tals bergan über den kirchturmshohen Steg, der den Bach überbrückt, durch dessen Tal wir von Myli an gefahren waren und der hier durch eine großartige Schlucht in die Talmulde von Achladokampos eintritt. Noch lange Zeit hatten wir den Blick in die Talmulde. Der Weg, den wir zwischen den Bergen zurückgelegt hatten, ließ sich wie eine leichte Furche in der Gebirgsmasse verfolgen. Herrlich war auf dieser Fahrt das Abendlicht. Einzelne malerische Dörfer wurden berührt oder zur Seite gelassen. Endlich mit Dunkelwerden war die Höhe erreicht. Große Bewegung ist auf der Station, Militär steigt ein. Die Leute stehen in der Nacht sogar die Schwellen vom Bahnkörper, es ist ein förmlicher Kleinkrieg gegen die Eisenbahn. Nun gings etwas bergab, und es ist nichts mehr zu sehen. Man merkt, man ist auf einem Hochplateau, die Luft ist empfindlich kühl. Wir kommen nach Tripolizza. Der Belgier hat uns auf den Empfang dort vorbereitet. Eine schwarze dichtgedrängte Menschenmenge steht dort, keine Beleuchtung außer dem unsicheren Licht der Wagen. Wie die Raben stürzen sich die dienstfertigen Geister auf unser Gepäck, wir lassen aber niemand daran kommen und bahnen uns mit gespitzten Ellenbogen den Weg durch die Menge. Ein Kutscher will sich uns aufdrängen, der Hotelier habe ihn geschickt. Wir wollen nichts von ihm wissen. Ein Junge nimmt sich unserer Sachen an. Ein Öktroibeamter erscheint und will unsere Sachen sehen. Ich werde grob: Wir handeln nicht mit Reis und Zucker. Er wollte ins Hotel nachkommen, ist aber nicht gekommen. Ein warmer Händedruck hätte ihn sonst auch befriedigen müssen. In rasender Fahrt jagen wir durch die Straßen, die nur von den Magazinen her ihr Licht empfangen. Die Stadt dehnt sich lang aus, es dauerte lange, ehe wir vor dem Hotel zur Krone hielten. Der Wirt bewillkommnete uns, man hatte uns ohne unser Wissen schon von Nauplia angemeldet.

Um 4 Uhr am nächsten Morgen sollten wir fort. Wir wurden in freundliche Zimmer geführt. Dann aßen wir unten ein sehr schmackhaftes Abendbrot und tranken vorzügliches Wein. Mit leisem Zagen ging es ins Bett, und bald schliefen

wir alle. Die Reiseunruhe brachte uns jedoch schon um 3 Uhr auf die Beine und einer von den sächsischen Reisegefährten begann dann die Wanzenjagd und setzte jedes dieser liebenswürdig-anhänglichen Tierchen einzeln an die frische Morgenluft. Nun sah sich natürlich jeder von uns sein Bett an und machte interessante Entdeckungen. Das gehört eben zum Orient, zur Levante, von der es ein boshaftes Verschen etwa des Inhalts gibt:

Wer nie sein Brot mit Unschlitt aß,
Wer nie im Bett den Schirm aufspannte,
Wer nie die Wanze lebend fraß,
Der kennt dich nicht, du göttliche Levante.

Bei der Kammerjägerei wurde man munter. Unwille und Heiterkeit gaben eine gute Morgenstimmung. Der Kaffee wurde aufgetragen, und unser Zahlmeister untersuchte noch einmal die bereits am Abend im voraus bezahlte Rechnung. Man hatte uns wirklich den nicht benutzten Wagen mit vier Drachmen angekreidet, dem Jungen hatten wir $1\frac{1}{2}$ bezahlt. Da wurde denn der Wirt noch um $\frac{1}{4}$ Uhr aus dem Bett geholt und mußte unter Entschuldigungen noch die 4 Drachmen ausliefern.

Wir bestiegen unsere Pferde. Es war ein wundervoller Ritt in der Dämmerung und in der frischen Morgenluft aus der Stadt hinaus, den Bergen zu. Es wurde heller. Die Berge bekamen ein geheimnisvolles Licht. Sie sehen in Griechenland immer morgens so feierlich aus. Man versteht und fühlt die homerische Rede von der heiligen Morgenfrühe. Es war einem auch feierlich zu Mut. Um 5 Uhr läuteten die Glocken von Tripolizza, es ist ja Sonntag. Die griechische Kirche steht noch früher auf als die katholische. Wir waren bereits hoch über dem selbst über 665 m hoch gelegenen Tripolis, das mitten in einer großen Ebene liegt, auf welche schöne Berge herablicken. Weiße Landstraßen durchkreuzen die Hochebene, vereinigen sich in diesem Herzblatt des Peloponnes. In dieser Hochebene lagen einst zwei bedeutende Städte, Tägea und Mantineia, die beide verschwunden sind. Das Gebiet der letzteren, bekannt durch Sieg und Tod des Epaminondas 362 v. Chr., ist größtenteils versumpft. Tripolizza (Tripolis) verdankt seine Existenz den Türken. Der Pascha von ganz Morea hatte dort seinen Sitz. Der Name erinnert übrigens daran, daß die Stadt auf dem Gebiet dreier antiken Städte (Mantineia, Pallantion, Tägea) erbaut worden ist. Einer der großen Erfolge im griechischen Freiheitskampf war die Einnahme dieser Stadt am 5. Oktober 1821 durch Theodoros Kolokotronis, bei der die türkischen Bewohner niedergemetzelt und fast die ganze Stadt zerstört wurde. Sie fiel 1825 freilich wieder in die Hände Ibrahim Paschas, der erst 1828 wieder abzog. Jetzt ist Tripolis eine stattliche aufblühende Stadt von über 10 000 Einwohnern, das Handelszentrum des mittleren Peloponnes.

(Schluß folgt.)

Eine oberheffische Landstadt in der napoleonischen Zeit.

Von Pfarrassistent Hugo Henmann in Mainz.

(Fortsetzung.)

Freilich vorderhand sah es nicht so aus, als solle Napoleons Stern sinken. Denn gerade im Frühjahr 1813 hat er noch einmal sein ganzes organisatorisches Talent zusammengerafft und mit einer Schnelligkeit neue Heere ostwärts geworfen, die wir heute noch bewundern müssen. Im Herbst des vorigen Jahres bin ich gelegentlich der Festpredigt zur Jahrhundertfeier der Frage nachgegangen, warum wir unseren

hessischen Vorfahren nicht verübeln können, daß sie nicht den Volkssturm zur Freiheit im Frühjahr 1813 mitmachten. Die Einzelheiten habe ich damals schon ausgeführt. Nur ein Moment hebe ich noch besonders hervor: unseren Vorfahren wurde gar keine Zeit zur Besinnung gelassen. Noch lagen im März Flüchtlinge aus Rußland in der Krone bei Johannes Hofmann und ließen sich gesund pflegen, als auch schon von der hohen Strafe und von Gießen her neue Franzosenkrieger heranrückten. Hätte Napoleon etwa bis Mai gezögert, dann hätte auch bei uns alles in hellen Flammen der Begeisterung gestanden. Darum eilte der Kaiser, er fürchtete den deutschen Idealismus. Es scheint so, als habe er über das ganze Land hin Besatzungen verteilen lassen, deren Glieder nicht zum Rheinbund gehörten, um in den Westdeutschen eine ähnliche Erhebung zu verhindern, wie sie in gewaltigem Sturmessen über den Osten dahingebraust waren. In der Tasche konnten sie ja die Faust ballen. So lagen in Grünberg seit April etwa polnische Reiter vom 4. Regiment Lanciers. Und nun wiederholt sich daselbe Bild wie anno 1806 und 1812, allerdings diesmal in noch viel größerem Umfang. Truppenzüge ohne Ende, Kontributionen und Kriegskosten in unerreichlichen Summen, Kriegsfahrten ohne Ende, Souveragelieferungen, bis der letzte Halm Heu und Stroh abgeliefert, das letzte Scheit Holz ins Magazin gewandert ist. Wieder dienen die Schirn und die Kirche als Packräume. Alle Seile, die in der Stadt zu haben sind, werden als Zugstränge requiriert, selbst die Glockenseile werden nicht verschont. Der Seilermeister Jonas Nebhut weiß sich vor Arbeit nicht mehr zu helfen. Dazu die angenehme Beigabe der polnischen Reiter, die der Stadt gewaltige Zechen antrinken und Unfug aller Art verüben. Aber auch das Militärische vergessen sie nicht ganz. Täglich exerzieren sie auf der Paulswiese, so daß die Besitzerin, Johannes Zöcklers Witwe, jammern zum Oberbürgermeister gelaufen kommt und über ihr schönes zertretenes Heugras klagt. Aber auch der Stadtgewaltige kann ihr nicht helfen; denn er ist gegen die Lanciers völlig wehrlos, er kann ihr bloß Schadenersatz versprechen. Heu haben die Grünberger in jenem Jahr auch gemacht; aber nicht für ihre Pferde und ihr Vieh, das wanderte alles in die französischen Magazine, und die Vergütung dafür war gar gering. Gute Tage hatten allein die Lehrer und die Schulkinder. Alle Schulräume wurden zu Kriegszwecken benutzt und für die Buben gab es bei dem bunten militärischen Treiben alle Tage Neues und Interessantes zu sehen. Es haben sich im Volksmund bis auf den heutigen Tag mancherlei Anekdoten erhalten, die ich als Nicht-Grünberger natürlich längst nicht alle kenne. Nur einige seien hier wiedergegeben.

Im Wirtshause von Johannes Feldmann sind heute noch an einer Säule Scharten sichtbar, die von Säbelhieben herrührten, durch die Soldaten die Schärfe ihrer Schwerter erproben wollten. Ein polnischer Offizier ließ bei seinen Quartierleuten als Andenken eine Vorstecknadel zurück; ein Fall, der wohl ziemlich selten war. Die Kartoffelsuppe wurde für die Truppen in großen Kesseln gekocht usw.

Der Ratsdiener Gravelius konnte all die Arbeit nicht mehr allein bewältigen, und so wurde noch ein Stadtdiener ernannt, Christoph Hartmann, die nun mit der Woche in der Schirn abwechseln konnten. An die Stelle des Bürgermeisters Kaspar Kreuder trat in jenem Jahr der Kupferschmied Johann Kaspar Henrich. Kreuders Kraft war scheinbar auch durch all das Schwere, das in seiner Amtszeit über die Stadt hereingebrochen war, zermürbt. Denn schon vorher hatte er beim Großherzoglichen Amt gebeten, die durch den Krieg nötigen

Amtsgeschäfte niederlegen zu dürfen. Für diese militärischen Angelegenheiten wurde darum der Ratsverwandte Johannes Kifner seit Juni verantwortlich gemacht.

Mitte Juni zogen die polnischen Reiter ostwärts, um die Schlachtfelder der Entscheidung aufzusuchen. Aber Ruhe gab es darum für das Städtchen doch nicht. Denn nun kamen die Verwundetentransporte an; meist waren es hessische Krieger, „großherzogl. Rekonvaleszenten“, wie es heißt, die in ihre Heimat zurückbefördert wurden. Hauptsächlich die Schulräume dienten als Lazarette. Verwundete Offiziere wurden in den Gasthäusern verpflegt, oder auch wohlgestellte Bürger nahmen sich der Unglücklichen freiwillig an. So gingen Sommer und Herbst unter bangen Erwartungen dahin. Dann kam die Kunde von dem endgültigen Untergang von Napoleons Herrlichkeit in der Leipziger Schlacht. Hatte man vorher mit Ingrim dem Franzosenkaiser Gut und Blut opfern müssen, jetzt brach der lang gezügelte Haß gewaltig hervor. Es war für unsere Ahnen der Tag gekommen, von dem Schiller gesagt hatte:

„Was noch bis dahin muß erduldet werden,
Erduldet's! Laßt die Rechnung des Tyrannen
Anwachsen, bis ein Tag die allgemeine
Und die besond're Schuld auf einmal zahlt!
Bezähme jeder die gerechte Wut
Und spare für das Ganze seine Rache;
Denn Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache!“

Dieser eine Tag, der „süße Tag der Rache“, nach dem Ernst Moritz Arndt sich gesehnt hatte, war gekommen, auch für das Städtchen Grünberg. Schon hatten die Söhne Grünbergs, die im Frühjahr wieder unter Frankreichs Adlern ausgezogen waren, mit ihrem Großherzog sich auf die Seite der deutschen Freiheit geschlagen; und endlich hat es auch nicht an solchen Söhnen Grünbergs gefehlt, die zu den freiwilligen Freiheitskämpfern gingen. Ihre Namen sind: Georgi, Rühl, Semler, Zöckler. Bei Leipzig war Johannes Christ gefallen; weitere Opfer der Freiheitskriege waren: Daniel Bornträger und C. Hartmann. Hartmann ist meiner Ansicht nach Freiwilliger gewesen; denn als er fiel, war er 16 Jahre alt. So junge Leute hat man aber nicht ausgehoben, folglich freiwillig! Vielleicht waren es noch einige, deren Namen uns aber nicht erhalten sind. Meine Leser dürfen sich das nämlich nicht so vorstellen, als hätte mir eine Liste jener freiwilligen Kriegsteilnehmer vorgelegen; man ist da auf meist zufällige Notizen in den alten Urkunden angewiesen, aus denen man dann seine Schlüsse und Folgerungen ziehen muß.

Doch folgen wir wieder dem Gang der kriegerischen Ereignisse! Von dem Rückzug oder besser von der Flucht der Franzosen von Leipzig her merkte man in Grünberg nichts. Napoleon nahm ja seinen Weg durch das Suldaer Land über Hanau hin zum Rhein. Desto mehr aber merkte unser Städtchen von den Verfolgern. Fast noch zwei Jahre hatte es unter den Befreiungskriegen zu leiden. Schon Ende Oktober kamen die ersten Sieger von Leipzig hier an, preussische und russische Kavallerie. Am 3. November logiert im „Wilden Mann“ „der russische General der Gewaltige“, wie der damalige Unterbürgermeister oder Beigeordnete Kreuder schreibt. Wer dieser Russe war, wird nicht gesagt, vielleicht General von Wittgenstein. Er stand in Briefverkehr mit Blücher, dem volkstümlichsten Helden der Befreiung. Unsere Alten erzählen heute noch, im Kammerwald seien Reste des Blücherschen Lagers zu sehen. Es ist nicht unmöglich, daß Blücher in Grünberg ge-

wesen ist. Teile seines Armeekorps haben hier genächtigt; aber beweisen läßt sich das nicht; denn es ist uns keinerlei Nachricht darüber erhalten. An das Blücherlager im Kammerwald glaube ich nicht. Die Verfolger Napoleons hatten Eile und warfen keine Lagergräben auf. Die Schanzreste am Kammerwald werden aus dem siebenjährigen Krieg stammen, es finden sich ja auch sonst noch in unserer Gemarkung Schanzreste aus jener Zeit. Die Anwesenheit der Befreier Deutschlands, vor allen Dingen der Russen, verursachte aber unseren Vorfahren eine schwere Zeit der Bedrängnis. Vor allem die Kosaken benahmen sich nicht anders, als wären sie in Feindesland. Sie waren eben halb wilde Barbaren. Alles, was nicht rand- und hand-, niet- und nagelfest war, hießen sie mitgehen. Sogar ihre Pfeifen kauften sie sich auf städtische Kosten. Bei Rentamtman Stammer wohnte längere Zeit der russische Generalwagenmeister, der also wohl die richtige Beförderung der Bagage überwachte. Er liebte einen guten Trunk, und darum mußte ihm täglich ein Schoppen Arrak auf städtische Kosten gereicht werden. Eine große Zahl Verwundeter lag in den Häusern, auf der oberen Siegelhütte bei Johannes Seitz einige Preußen. In Bürgerquartieren waren manche untergebracht. So ein freiwilliger Jäger vom Nordischen Korps, Namens Friedrich Wilhelm Berein, dem täglich ein Schoppen Wein gegeben wurde, damit seine Kräfte wieder auf den Damm kamen. Ein Leutnant von Wallenstein ließ es sich im „Wilden Mann“ wohl sein; er gehörte zum Armeekorps Blüchers. Da die Stadt überfüllt war, kampierten die Russen in der Lehmenkaute. Für alles eßbare Viehzeug war damals schwere Zeit; denn unter ihnen wurde ein großes Morden angerichtet. Besonders übel waren die Schafe daran. Die Russen scheinen große Liebhaber des Hammelfleisches gewesen zu sein. Zahllose Schafe wurden zur Schlachtbank geführt und auf dem Altar des Vaterlandes geopfert, denn die Kosakenmägen waren unerfülllich. Der Schäfer aber stand klagend bei seiner klein gewordenen Herde.

Der Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz dagegen, der längere Zeit hier weilte, war ein Liebhaber von Ochsenfleisch. Sein Küchzettel, den Martin Zöckler zu liefern hatte, ist uns erhalten geblieben; er bestand in folgendem: 40 Pfund Ochsenfleisch, 20 Pfund Hammelfleisch, 20 Pfund Kalbfleisch, 6 Pfund Spickspeck, 14 Pfd. dünne Schinken, 4 Stück dünne Ochsenzungen, 15 Pfund Wurst. Für all diese Eßwaren erhält der Metzger sage und schreibe 19 fl.!! Er wird zu dieser „fürstlichen“ Bezahlung ein sehr langes Gesicht gemacht haben. Bei Johann Konrad Heidt kantonierten Kurhessen, die alle Wurst verzehrten, die sie vorfanden. Die Stadt mußte die Rechnung begleichen!

(Schluß folgt.)

Von der Nacht des Heidentums.

Von R. Tollmar in Cassel.

(Fortsetzung.)

Der zur Verbreitung christlicher Erkenntnis in Kamerun befindliche Missionar Hofmeister schrieb im vorigen Jahre: Im Banne des Zauberglaubens stehen die heidnischen Völker von Afrika bis nach Australien. Die Wurzel des Zauberglaubens ist die Vorstellung, daß plötzlich eintretende Ereignisse, seien es Krankheit, Tod oder Naturereignisse, von einem bösen Willen herrühren, dem eine andere Macht entgegengestellt werden muß: der Gegenzauber. So ist Zauber und Gegenzauber ein steter Kampf, ein fortwährender Vernichtungskrieg der Heiden untereinander.

Die am meisten vorkommenden Krankheiten sind Sieberkrankheiten, die Malaria, Cholera, Ausatz und Schlafkrankheit, welchen die Eingeborenen reihenweis erliegen. Zahlreich sind die durch Stoß, Schlag, auf den schlechten Wegen im Busch, durch Schlangenbisse verursachten Wunden; da diese nicht reingehalten, sondern oft mit Ruß bestreut oder mit grünen Blättern belegt werden, so entstehen vielfach Eiterungen, die Sehnen und Knochen bloßlegen und beim Mangel ärztlicher Hilfe meist ein Abfallen des Gliedes zur Folge haben. Die Missionschwester Mathilde Schüttel schreibt aus Kamerun, daß sie beim Auffuchen der Eingeborenen in den Hütten neben dem qualmenden Feuer eine junge Mutter liegen sah, deren neugeborenes Kind ein achtjähriges Mädchen auf dem Schoße hielt, so wie es geboren war. Mit Schrecken sah sie, daß man dem eben geborenen Kinde mit Schere oder Messer vier Schnitte auf der Brust beigebracht hatte, damit nicht böse Geister von ihm Besitz nähmen. Die Hütte war von Rauch erfüllt, den Tag über wurde sie vom räu-digen Hunde, von Ziegen und Schafen betreten, Hühner und Enten nisteten in den Ecken, und ein Schwein machte sich am Herdfeuer zu schaffen und beschnüffelte den Kochtopf. Liebe Leserin, vergegenwärtige dir die sauerstoffarme, mit widerlichen Gerüchen erfüllte Luft in der Hütte, die Umgebung der Wöchnerin und dann deren geistige Armut, denn ihr erstes Gefühl nach der Geburt des Kindes war nicht Freude, sondern Furcht vor bösen Geistern, in welcher sie zum Messer griff und das neugeborene Kind verwundete. Jammer, Elend und Finsternis treten uns entgegen, wo wir die Heiden in ihrem Tun erblicken.

Nicht nur Missionare, Prediger, haben wir auszusenden, auch Missionsärzte sollen den ersteren zur erfolgreichen Ausgestaltung ihrer Tätigkeit auf den Missionsstationen zur Verfügung stehen. Hierin ist Gott sei Dank, auch soweit unsere Kolonien in Betracht kommen, ein guter Anfang gemacht, auf vielen Arbeitsfeldern befinden sich Aerzte, welche die Missionare in ihrer anstrengenden Arbeit entlasten. Denn die Missionare werden von den vielen Kranken und Krüppeln über ihre Kräfte in Anspruch genommen und so ihrem eigentlichen Berufe im Laufe des Tages für zu viele Stunden entzogen. Die draußen im Dienste des Herrn mit voller Hingabe tätigen Missionare brechen oft an den übergroßen Anstrengungen zusammen, so daß sie eine leichte Beute des todbringenden Siebers werden. Sie liegen in den Friedhöfen der Missionsstationen, dahingerafft in der Kraft ihrer Jahre, nach oft nur kurzer Wirksamkeit unter den Heiden. Daher gehen die Missionsanstalten zum Bau von Erholungsheimen in den Heidenländern über, damit die im aufregenden Dienste erkrankten Missionare und erschöpften Missionschwestern daselbst ihre Gesundheit wiederherzustellen Gelegenheit haben.

Eine Zeit bitterer Not bricht über die fern von Eisenbahnen und Flüssen im Innern des Landes wohnenden Heiden herein, wenn der Regen ausbleibt und die ihre Strahlen senkrecht auf die Felder herniederfallende Sonne eine Glühhitze verursacht, unter deren sengender Wirkung die Gemüse und Saaten vertrocknen, oder wenn Heuschreckenschwärme die eben noch grüne Flur in wenigen Stunden in eine Wüste verwandeln. Für die Eingeborenen bedeutet der Eintritt dieser Ereignisse — die Hungersnot. Bald stehen sie, sich rettungslos ohne Hilfe wissend, weil auch das Wild in dem infolge der Dürre oder durch den Heuschreckenfraß laubarmen Wald sich verzogen hat oder eingegangen ist, hohlwangig da; mit verzerrten Gesichtszügen, mit aufgetriebenem Leibe, dem Vorboten nahenden Todes, schleppen sie sich von weit her zu

den Missionsstationen, oft auf Händen und Füßen kriechend, um entkräftet zusammenzubrechen und Hungers zu sterben.

Wie bereits erwähnt, steht den Häuptlingen durch die Ueberlieferung eine uneingeschränkte Herrschaft über ihre Untertanen zu, die sie in der ruchlosesten Weise zu ihrem Vorteil ausnutzen. Ist z. B. das Futter für die Jagdhunde des Häuptlings verzehrt, so werden diese durch die Knechte vor das Dorf geführt und auf die erste beste Viehherde eines Dorfeingefessenen losgelassen, die sie je nach der Anzahl der Tiere teilweise oder ganz erwürgen und zerreißen. Oft werden so einem geringen Mann sämtliche Ziegen und Schafe getötet. Lautlos sieht der Arme den herben Verlust an, denn er weiß, ein Wort des Tadels oder der Verwünschung würde dem Stammeshaupt genügen, alsbald das Todesurteil über ihn auszusprechen; noch ehe die Sonne hinabsänke, wäre der Mann erschlagen.

Bei den Wilden herrscht die Vielehe. Der Frauen Los ist hart, sie besorgen die Garten- und Feldwirtschaft, das Einern und Stampfen des Kornes, Arbeit und schlechte Behandlung seitens des Mannes wartet ihrer. Läßt der leicht in Erregung geratene Wilde seine Wut an einem Weibe aus und schlägt sie hierbei zum Krüppel oder gar tot, so kümmert sich niemand darum, der Mann kann mit seinen Weibern verfahren, wie er will. Es kommt auch vor, daß die kräftigere der Frauen eines Tages in Abwesenheit des Ehemannes über die ahnungslosen Nebenfrauen herfällt und sie alle ermordet. Vergebliche Bluttat! Denn der Wilde, der die Frauen hauptsächlich der Arbeit halber nimmt, sorgt schleunigst für Ersatz, der seinerseits nicht ruht, als bis die Mörderin aus der Welt geschafft ist. Unter Furcht vor Menschen und bösen Geistern, Hilflosigkeit in Krankheiten, Ausbeutung durch Zauberer, Rechtlosigkeit dem Häuptling gegenüber, Totschlag und Totgeschlagenwerden spielt sich das Leben der Wilden ab, deren Wohnsitze fernab von den Weißen liegen. Der Herr erbarme sich ihrer ferner und fördere das Werk der Heidenmission immer mehr, er gebe, daß, wenn die Weißen sich den Heiden nähern, dies ohne Zufuhr des die Gesundheit zerstörenden Schnapses geschieht. Nicht gering ist die Zahl der bekannten Fälle, daß nach der Ankunft größerer Mengen Alkohols sämtliche Dorfbewohner, groß und klein, Mann und Weib sinnlos betrunken auf den Versammlungsplätzen, vor den Hütten und auf Wegen wie Tiere tagelang herumlagen. Darum dürfen wir Missionsfreunde nicht ruhen, als bis wir den Erlaß des Verbotes der Einfuhr größerer Mengen Alkohols in die Heidenländer und die peinlich genaue Durchführung dieses Schutzverbotes durchgesetzt haben werden.

Wir stehen tief erschüttert dem Elend und der Nacht des Heidentums gegenüber. Aber wir wissen auch, daß das Wort Gottes die Finsternis des Heidentums zu durchleuchten vermag. Ergreifend ist die Reue solcher, in deren Seele dank der Mühen der Missionare ein Strahl himmlischen Lichtes fiel. Ein alter, als grausamer Mörder bekannter Häuptling fühlte den Tod herannahen und ließ den seit mehreren Jahren im Dorfe für das Reich Gottes arbeitenden Missionar rufen. Das Wort Gottes war spät zu ihm gedrungen, wohl hatte ihm der Missionar viel von Jehova und Jesu Christo erzählt, er hatte auch die Predigten und Gebete mit seinen Untertanen oft gehört, aber bei seinem Alter und unter der Rückwirkung der jahrzehntelang rücksichtslos durchgeführten Herrschaft war es ihm nicht möglich geworden, sich entschieden vom Heidentum loszusagen und ein Christ zu werden. Nun es ans Sterben ging, war ihm bange. „Bitte Gott, daß er mir meine Sünden vergibt,“ sprach er zum Mis-

sionar. „Was quält dich denn besonders?“ fragte dieser. Schweigend verharrte der Alte. „Soll ich dir sagen, was dich jetzt so schwer drückt?“ fährt der Missionar fort. „Wie viele unschuldige Menschen hast du während deiner langen Regierungszeit, deines Geizes, deiner Unbarmherzigkeit, deiner Mordlust halber erwürgen, vergiften und totschlagen lassen? Kannst du sie zählen?“ „Ich mag so etwas nicht hören,“ erwidert der Sterbende endlich, „aber bete mit mir, daß Jesus mir alle meine Sünden vergibt, wenn ich nun sterbe und er mich im Jenseits sieht! Wir armen Heiden haben in der Nacht gelebt und nicht gewußt, daß wir Sünde begingen. Weshalb bist du nicht früher gekommen? Bete nun, daß ich nicht verloren bin.“ Und der Missionar kniete vor dem Lager des Kranken nieder, faßte dessen Hände und befahl die um ihr Heil ringende Seele dem, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist.

(Schluß folgt.)

Ein pfälzischer Musikant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Fortsetzung.)

10.

In der Rückerinnerung gleiten die nächsten Jahre rasch an mir vorüber. In der Zeit bis zu meinem neunzehnten Lebensjahre hat sich nichts zugetragen, das besonders bemerkenswert gewesen wäre. Ich wuchs in dieser Zeit zu einem großen, starkknochigen Jünglinge heran und fühlte mich von Sorgen nicht beschwert. In jedem Jahre ging ich, sobald das Feld vom Schnee frei war, mit meiner Kapelle auf die Musikantenfahrt und kam erst im Spätherbste, wenn die Stürme der Tag- und Nachtgleiche durch das Land brausten, wieder zurück. Unser Meister war gut und gerecht, so daß die alten Mitglieder der Kapelle treu blieben. Ich war sparsam und brachte jedesmal, wenn ich wieder von der Reise zurückkam, einen wohlgefüllten Geldbeutel mit. Auch im Winter lag ich nicht auf der faulen Haut, ich suchte mir Arbeit im Walde, half besonders beim Holzfällen und beim Anlegen neuer Wege. Diese Arbeit wurde mir immer im Anfang recht sauer; denn die Hände, die so viele Monate hindurch nur die Trompete gehalten hatten, waren so zart wie die Hände einer Näherin, und es gab Blasen genug, wenn ich den Tag über die Art oder die Schippe handhabte. Aber ich dachte, wenn mir dieses Geschäft nicht gefiel, immer an meinen Vater, der bis an sein Lebensende so fleißig gearbeitet und für seine Familie gesorgt und sogar bei der Arbeit seinen Tod gefunden hatte. Sonntags musizierte ich öfters mit meiner Kapelle. Wir gingen bis nach Kaiserslautern und Kreuznach und spielten bei den Bällen und Festlichkeiten, die die Vereine veranstalteten.

In diesen Jahren hat es unsere treue Mutter gut gehabt, sie wohnte mit mir und meinem Bruder Fritz zusammen, und wir beide waren fleißig und brachten Geld in das Haus. Fritz war ganz in die Fußtapfen des Vaters getreten, er bewirtschaftete unser Ackergut und suchte nebenher durch Tagelohn noch zu verdienen. Daß er nur ein halbes Jahr beim Train zu Spener hatte dienen müssen, war der Mutter sehr erwünscht gewesen. Hätte sie den ältesten Sohn drei Jahre lang weggeben müssen, so wäre es mit der Feldarbeit schlecht gegangen und ich hätte das Musikmachen aufgeben müssen,

um zu Hause bei der Mutter zu bleiben. Auf den Bruder Jakob war leider wenig Verlaß. In dem halben Jahr, da Fritz beim Militär war, war er zu Hause bei der Mutter geblieben, aber sie hatte wenig Freude an ihm. Er schlief morgens zu lange und hatte zu große Freude am Kartenspiel. Als er ausgelernt hatte, war er zuerst zwei Jahre in der Fremde gewesen, dann war er nach Mainz gekommen und hatte vorübergehend in einer großen Maschinenfabrik Arbeit gefunden, bis er nach Metz zum 8. bayerischen Infanterie-Regiment hatte einrücken müssen. Die Schwester Annemarie hatte einen Steinhauer zu Alsenz geheiratet und konnte, da das Häuflein ihrer Kinder rasch anwuchs, der Mutter nicht mehr helfen.

Im Jahre 1876 war ich mit meiner Kapelle in England gewesen. In allen großen Städten, in London, Birmingham, Manchester und Liverpool spielten wir und verdienten viel Geld, da die deutschen Kapellen in England beliebt waren. Beinahe wären wir von dieser Reise nicht mehr zurückgekommen; denn auf der Rückfahrt — es war schon November — hatten wir entsetzlich unter einem heftigen Sturm zu leiden. Niemals habe ich so den Wind pfeifen und brausen hören wie damals, als wir nicht mehr weit von der holländischen Küste entfernt waren. Viele Fischerboote haben damals im Kanal den Untergang gefunden, wir kamen nach viel Not und Angst noch glücklich in den Hafen von Hoek van Holland.

Im Jahre darauf blieben wir im lieben deutschen Vaterlande und kamen bis nach Königsberg in Ostpreußen. Ich kann jedoch nicht sagen, daß es mir im Osten Deutschlands gefallen hätte. Viel Sand und spärliche Kiefernwaldungen sahen wir auf unseren Wegen, endlos dehnte sich der Horizont aus, wenn wir durch die dünn besiedelte Gegend dahinzogen. Wie sehnte ich mich damals nach dem Lande zurück, das sich an der Nahe und am Donnersberge ausbreitet.

Das Jahr 1878 führte uns nach der Schweiz. Wir waren den Rhein hinauf bis nach Basel marschiert und zogen dann nach Bern und immer weiter hinein in die himmelhochragenden Berge. Diese Gegend gefiel mir weit besser als die Provinzen Ost- und Westpreußen. Die grünen Matten und das Geläute der Kuhglocken, die milchweißen Bäche, die von den Bergen herunter in das Tal strömten, oft auch von senkrechten Felswänden herunter stürzten und die mit ewigem Schnee bedeckten Bergespitzen, das alles nahm mich ganz gefangen. Auch ist das schweizerische Landvolk freundlich und zutraulich, oft reichten uns die Leute im Kanton Bern Milch oder Obstwein, und zum Dank spielten wir ihnen dann vor ihren Häusern oder in den großen Bauernhöfen auf. Wenn die Fremden, die die Schweiz bereisten, abends vor den Hotels saßen, so nahmen wir unsere ganze Kunst zusammen und suchten Beifall und klingenden Lohn zu erringen. Von Bern ging unser Weg hinüber nach der französischen Schweiz. Als ich am Genfer See im August schon reife Trauben sah, fühlte ich mich in die Gegend bei Kreuznach versetzt. Als wir in Lausanne spielten, traf die Nachricht ein, daß ein verruchter Geselle in Berlin auf Kaiser Wilhelm geschossen und ihn schwer verletzt hatte, nachdem kurz zuvor ein Attentatsversuch auf den greisen Fürsten fehlgeschlagen war. Wir Musikanten schämten uns damals, in dem fremden Lande zu sagen, daß wir Deutsche seien, weil ein Angehöriger unserer Nation diese schändliche Tat vollbracht hatte. Ueber Zürich, Schaffhausen und durch den Schwarzwald zogen wir nach Hause.

Unser Meister war ein kluger Mann und hatte unsere Reise immer so eingerichtet, daß wir großen Verdienst hatten. Nur im Jahre 1879 hat er nicht das Rechte getroffen, er

ging nämlich mit uns nach Frankreich. Vor dem Jahre 1870 hatten dort die pfälzischen Musikanten glänzende Geschäfte gemacht, aber nach dem Kriege sah die Sache anders aus. Man haßte die Deutschen und gab das auch den deutschen Musikanten unzweideutig zu verstehen. Trotzdem meinte der Meister, daß wir es wagen könnten, das Land jenseits der Vogesen zu bereisen, da nun schon neun Jahre seit dem großen Kampfe dahingegangen seien. Wir marschierten über Metz nach Nancy, wendeten uns dann nordwestwärts über Chalons sur Marne und Reims nach Amiens. Dort hatten wir den ersten Zusammenstoß mit der Bevölkerung. Wir spielten auf dem freien Platze, auf dem sich neben der großen Kathedrale das Denkmal Peters von Amiens erhebt, als ein halbwüchsiger Mensch uns „Prussiens“ zurief. Wir achteten zuerst nicht diesen Zuruf, bemerkten dann aber, daß die Leute, die sich da zusammenrotteten, immer mehr Zorn und Erbitterung auf ihren Mienen zur Schau trugen. Als jedoch einer von ihnen in unsere Gruppe hinein einen faulen Apfel warf, der dem Sebastian Wolf direkt in die Tuba flog, daß er nicht mehr weiter spielen konnte, hielten wir es für geraten, das Feld zu räumen. Die aufgeregten Franzosen folgten uns nach. Wir eilten so rasch, wie wir konnten, kreuz und quer durch mehrere Straßen und fanden uns endlich an dem Ufer der Somme, die an der Stadt vorbeifließt und eine große Anzahl von Gärten und Gemüsebeeten bewässert, zusammen. Bis hierher waren unsere Verfolger nicht gekommen, wir schlichen durch die Gärten und kamen an den Platz vor dem Bahnhofe. Unbemerkt gelangten wir auf dem schräg in die Tiefe gleitenden Wege zu dem tiefliegenden Bahnhofe und fuhren nach einer der nächsten Stationen der nach Norden führenden Bahn. Diese Wochen hielten wir uns an der Meeresküste auf und spielten in den verschiedenen Seebädern. Dort ließ man uns unbehelligt.

Von dem Seebad Dieppe ging unsere Wanderung nach Rouen, einer Stadt, die recht winklig und verräuchert aussieht. Eine schöne Wanderung führte uns die Seine entlang nach Paris. Auf diesem Wege spielten wir auf manchem vornehmen Landstuhle vor vorurteilsfreien Leuten, die nach unserer Nationalität nicht fragten. Aber in Paris konnten wir uns nicht lange halten. Auf dem Boulevard des Italiens störte der Pöbel unsere Musik, und auf dem Montmartre sahen wir so viel geballte Fäuste, daß es uns angst und bange wurde und wir uns schnell in unser Quartier zurückzogen. Ebenso war es in Orleans und Umgebung. Dort war, weil die Bewohner dieser Gegend vor neun Jahren unter der Kriegsnot viel leiden mußten, der Deutschenhaß besonders groß. In Briare drangen Winzer mit geschwungenen Weinbergspfählen auf uns ein. Gottfried Keiper bekam einen Hieb über den Kopf, daß er blutete, und dem Jakob Straßer wurde sein Bajohorn so zugerichtet, daß er von da an bis zu unserer Heimkehr inaktives Mitglied unserer Kapelle war. Zu unserem Glück wurden wir von zwei Gendarmen aus unserer gefährlichen Lage befreit.

Diese Erfahrungen nötigten uns, die Heimkehr früher anzutreten, als wir dies ursprünglich vorgehabt hatten. Es war Mitte Oktober, als wir nach Metz kamen. Da ich meinen Bruder Jakob, der jetzt im zweiten Jahre diente, besuchen und einen Tag bei ihm bleiben wollte, so legten meine Musikantenkollegen den Rest der Reise ohne mich zurück.

Am nächsten Tage reiste ich allein über Neunkirchen und Kaiserslautern nach meiner Heimat. Ich war in recht verdrießlicher Stimmung, weil ich mir sagte, daß ich in diesem Jahre

weniger Geld als sonst bei der Sparkasse in Kirchheimbolanden würde einlegen können. In verdrießlicher Stimmung stieg ich in Kaiserslautern in das Eisenbahnabteil, legte mein Selloisen und meine Trompete in das Gepäcknetz und zündete meine kurze Pfeife an.

Das Zeichen zur Abfahrt war schon gegeben, da stieg ein junges Mädchen, das ein blaues Kleid und einen kleinen schwarzen Hut trug und ein in Bindfaden eingeschnürtes, großes Paket in der Hand hielt, zu mir in das Abteil. Aergerlich, wie ich war, hatte ich mich gar nicht umgesehen, sondern ingrimmig die Tabakswolken zu dem offenstehenden Fenster hinausgepafft. Da hörte ich, wie meine Mitreisende vor sich hinlachte, ich sah mich um, da lachte sie mir laut ins Gesicht und sagte: „Gelt, Peter, du kennst die Leute von Ruppertsecken nicht mehr?“

Ich riß die Augen auf und erkannte Marie Lippert, die mit mir in die Schule gegangen war. Ich hatte sie ungefähr drei Jahre lang nicht gesehen, da sie in Speyer, Ludwigshafen und Mannheim bei vornehmen Herrschaften in Stellung gewesen war und im Winter, wenn ich in Ruppertsecken weilte, sich nicht hatte zu Hause blicken lassen. Sie war groß und stattlich geworden und sah mit ihrer frisch gefärbten Gesichtsfarbe wirklich recht hübsch aus. Daß sie immer noch keine Kopfhängerin war, merkte ich an ihrem Lachen. Sie reichte mir die Hand und sagte: „Guten Tag, Peter, wo kommst du her?“

„Direkt von Paris,“ war meine Antwort, wenn sie auch nicht ganz richtig war; denn wir hatten, seitdem wir von Paris abmarschiert waren, an vielen Orten Rast gemacht. Aber als Musikant, der die Welt durchstreift, wird man etwas großspurig und nimmt leicht den Mund etwas voll.

„Sonst kommen doch die Musikanten nicht so früh nach Hause und du bist auch ganz allein?“ fragte Marie.

Ich gab ihr die nötigen Erklärungen und fragte dann Marie, was sie in Kaiserslautern zu tun gehabt habe.

Meine Frage entfesselte einen gewaltigen Redestrom.

„Seit Ostern,“ so erzählte meine einstige Mitschülerin, „war ich hier in Stellung. Ich habe es in Mannheim, wo ich im vorigen Winter war, nicht mehr aushalten können. Dort war ich bei einem Doktor. Aber das halte jemand aus mit so einer Frau, wie sie der Doktor hatte. Jeden Abend ging die in das Theater, und ich mußte in meiner Küche vor mich hinstieren und warten, bis die Madame heimkam. Dann mußte ich ihr noch helfen die Locken wickeln und mußte das dumme Zeug anhören, wenn sie vom Theater sprach. Was lag mir an der weißen Dame und der Ahnfrau, und wie all die dummen Stücke heißen! Oder wenn die Madame schlecht gelaunt war, da hat sie geschimpft, ich hätte ihr nicht sofort die Tür aufgemacht, es sei doch so kalt draußen und ich wüßte doch, daß sie so zart sei. Um Gotteswillen, die und zart! Die konnte essen wie ein Kleesamendrescher, sauer und süß durcheinander, und wenn sie wütig war, hat sie auf den Stubenboden aufgetreten wie ein Chevauleger. Na, kurz und gut, ich habe ihr zum 1. April gekündigt und habe mich nach Kaiserslautern zu einem Kaufmann verdingt. Aber, da bin ich aus dem Regen in die Traufe gekommen. Kinder wie die Orgelpfeifen, sechs Stück, das älteste neun und das jüngste ein halbes Jahr alt. Der Mann ein alter Brummelbär und die Frau hat bei jeder Kleinigkeit geslennt. Den Kram bin ich müde geworden, und jetzt will ich einmal einen Winter hindurch zu Hause bleiben.“

(Sortierung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Nächsten Mittwoch, den 8. Juli, findet nachmittags 3 Uhr im oberen Saale des Gemeindehauses in der Kirchstraße die Jahresversammlung des Oberhessischen Vereins für die Basler Mission statt. Auf der Tagesordnung steht die Neuwahl des Vorstandes und ein Bericht des Missionars Müller über die Inspektionsreise in China. Alle Missionsfreunde, besonders auch die Mitglieder unserer Frauenmissionsvereine, sind hierzu eingeladen.

Der Kirchenbesuch unserer Neukonfirmierten in Gießen ist wenig befriedigend. Zur Christenlehre kommen die Kinder noch eben, weil der Besuch kontrolliert wird und die Säumigen gemahnt werden, auf einige unter ihnen wie auch auf ihre Eltern hat selbst das keine Wirkung mehr. Dem sonntäglichen Kirchenbesuche entziehen sich viele Kinder, man kann nur sagen, in sehr gewissenloser Weise. Heute wird man konfirmiert und gelobt, zu dem Wort Gottes und den Sakramenten zu halten, und morgen tut man so, als ob Sonntags keine Glocken mehr läuteten und es keine Kirche mehr gäbe. Natürlich tragen die Eltern an diesem beklagenswerten Verhalten unserer Neukonfirmierten die Hauptschuld.

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 5. Juli, 4. nach Trinitatis.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer D. Schloffer.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Matthäusgemeinde.

Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Schwabe.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Markuskirche.
Pfarrassistent Hoffmann.

Mittwoch, den 8. Juli, nachmittags 3 Uhr im oberen Gemeindefaal, Kirchstraße 9: Jahresversammlung des Oberhessischen Vereins für die Basler Mission, wozu alle Missionsfreunde, besonders auch die Mitglieder unserer Missionsvereine eingeladen werden. Herr Missionar Müller wird von der chinesischen Inspektionsreise berichten.

In der Johanneskirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Lukaskirche.

Vormittags 9½ Uhr: Professor D. Schian.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johanneskirche.
Pfarrer Adolph.

Abends 8 Uhr: Versammlung und Bibelbesprechung im Johannesaal.

Ich bin befreit

von allen Hautunreinigkeiten und Hautausschlägen, wie Blüthen, Finnen, Pickel, Hautröte usw. durch tügl. Gebrauch der echten

Stechenpferd-Teerschwefel-Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul. 2 Stück 50 Pfg. Überall zu haben.

Unkündigungen empfehlenswerter Firmen

Für einen 14 1/2 jährigen Knaben
Schlosserlehrstelle
 gesucht. Angemessene Entschädigung
 wird bezahlt.
 Adresse:
Sekretär Venz, Spener.

Rudolf Richter
 Gießen, Marktstraße 24-26
Hüte und Mützen
 Reichhaltige Auswahl. Billige Preise
 :: Rabattmarken. Reparaturen ::

Carl Loos
 Kirchenplatz 13 :: Telephon 797
 Manufaktur-
 und Weißwaren
 Herren- u. Knabenkleider

Möbel.
 Lieferung von bürgerl. Wohnungs-
 Einrichtungen, sowie sämtlicher
 Einzeilmöbel.
 Eigene Schreinerei · Begr. 1832.
C. Zimmermann
 Neuen Bäume 15.

Frdr. Teipel
 16 Markt 16
 empfehle für die Schneiderei
Spitzenstoffe :: Besatz
Stückereien :: Spitzen
Einsätze :: Borden
Gutter :: Knöpfe etc.
 sowie alle einschlägigen Artikel
 in großer Auswahl.
 Extra-Rabatt f. Schneiderinnen

FRITZ NOWACK
 Grosser
Inventur-Ausverkauf

Kleider-Stoffe
Blusen-Stoffe
Aussteuer-Artikel
Reste
 außergewöhnlich billig
 Etagegeschäft. Geringe Unkosten
 Gemeinlichlicher Einkauf mit
 3 Geschäften zusammen
Lina Bernard
 Gießen, Bismarckstraße 6

Ausverkauf
 elegant. Sommerhüte
 zu billigsten Preisen
Geschw. Holberg Nachf.

Hch. Blum, Schuhlager,
 Neustadt 19
 Besonders billiger
Schuh-Verkauf
 15 0/0 bis 20 0/0
 Reparaturen billigst

Musikalien
Musikinstrumente
Ernst Challier, Gießen
 Rudolph's Nachf.
 Neuenweg 9 Telephon 671

Gustav Weisheit, Elberfeld
 Flügel, Pianos, Harmoniums
 Haupt-Kontor: Hofkamp 7
 Fernsprecher-Nummer 1847
Kunst-
Harmonium-
Fabrik
 Lagerbestand:
 250 bis 300 In-
 strumente.
 Barzahl hoher
 Rabatt, Teil-
 zahlung gern
 gestattet. Miete
 wird bei Kauf
 angerechnet.
 Spezialität: Harmoniums mit
 eingebautem Spielapparat, von
 jedermann sofort ohne Noten-
 kenntnis zu spielen.
 Filialen in **Dahlerau, Essen-Ruhr,**
Mühlheim-Ruhr, Pforzheim, Berlin
 Pracht-Katalog frei. Tüchtige
 Vertreter überall gesucht.



Franz Bette
 Mäusburg 10
 Fernsprech-Nr. 666
Spezial-Geschäft
 in
Kurz-, Woll- u. Weißwaren
Erstlings-Ausstattungen
 Auswahlendungen bereitwilligt

Bahnhofstr. 44 **C. Röhr & Co.** Bahnhofstr. 44
Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft
 Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser
 Feder-Kissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser
 Mitglied der Rabatt-Spar-Vereinigung

Carl Berger Nachf., Inh. Gust. Wittmann
 Kunst- und Handelsgärtnerei
 Blumengeschäft
 Marburg, Str. 98 Bahnhofstr. 45
 Blumen, Kränze und Buketts
 in reicher Auswahl
 zu billigsten Preisen.

Phoenix-Nähmaschine.
 Auch andere Systeme stets auf Lager.
 Preislage Mk. 60. - bis Mk. 180. -
 Nur bestbewährte Qualitäten
Fr. Linter, Ludwigstr. 16
 Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen

C. Stöver, Gießen
 Seltersweg 16
Uhren, Gold- u. Silberwaren
 Bestecke
 Reparaturen in eigener Werkstatt
 prompt und billig

CARL LUDWIG LEIB
 KUNSTHANDLUNG · BILDER-
 EINRAHMUNGS-GESCHÄFT
 VERGOLDEREI KIRCHSTR. 2 ANTIQUITÄTEN

Reste in **Kleider-**
stoffen sowie
Weißwaren
Wollwaren
Kurzwaren
Strickwolle etc. empfiehlt bill.
K. Elle
 Nord-Anlage 35, Ecke Schottstraße

PIANOS HARMONIUMS
 Hoher Rabatt. Kleine Raten. Freie Probeflieferung.
 Pianos und Harmoniums zu vermieten, günstiger An-
 kauf. Die Firma, 1851 gegr., eine der größten Deutsch-
 lands, bietet alle Vorteile. Katalog G 5 gratis.
Wilh. Rudolph, Hoff., Giessen, Seltersweg 103.

Edgar Borrmann, Giessen
 Neustadt 11 **Eisenhandlung** Telephon 165
 empfiehlt:
 Oefen, Herde,
 kupferne und
 gußeiserne
 Waschkessel,
 Haus- und
 Küchengeräte
 Solinger
 Stahlwaren,
 Waffen und Munition, landwirtschaftliche Maschinen und Geräte,
 Vogelkäfige und Züchter-Utensilien, Fischereigeräte etc. etc.

